

# Das erste Abenteuer : (ein Bild aus dem Schulleben)

Autor(en): **Eberle, Vera-Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **17 (1931)**

Heft 18

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-530275>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vernünftigen Handlungen, das heisst eine nicht wankende Uebung dessen, was der Herr gelehrt hat. (1,13.) Dieser vernünftige Gehorsam gegen Gottes Gebote, diese Gottesfurcht wird der Seele die ewige Ruhe in Gott einbringen, das höchste Glück.

(Schluss folgt.)

Franz Bürkli.

## Das erste Abenteuer

(Ein Bild aus dem Schulleben).

Kein Mensch hat eine Ahnung davon, wie trostlos es im Herzen der dreizehnjährigen Marianne aussah, wenn ihre Freundinnen sich gegenseitig unter dem Siegel der Verschwiegenheit von ihren Abenteuern erzählten. Jede hatte am Realgymnasium oder am humanistischen Gymnasium einen Freund, Alter vierzehn bis sechszehn Jahre. Die älteren waren für die grösseren Mädels reserviert.

Sie trafen sich heimlich mit ihren Freunden. Im Winter liefen sie zusammen Schlittschuhe oder rodelten gemeinsam. Auf dem Schulweg steckten sie sich Briefchen zu. Während der Maiandacht drückten sie sich hinten in der Kirche herum, kicherten, schauten sich um und stiessen sich gegenseitig an. Es war nichts weniger als Andacht und das Kirchengehen war nur das Mittel zu dem Zweck, abends nach sieben Uhr noch aus dem Haus gehen und erst eine Stunde später heimkommen zu dürfen. Während die Mütter ihre Kinder in der Kirche währten, trieben die sich auf dem Domplatz zwischen den Flieder- und Goldregenbüschen herum und poussierten. Das ist der Ausdruck, der in Bayern für derartige Beschäftigung Junger und Jüngster gang und gäbe ist.

Marianne war die einzige, die keinen Freund hatte. Der Kenner sah, dass Marianne in ein paar Jahren weit schöner und begehrenswerter sein würde, als alle ihre Schulkameradinnen. Vorläufig aber war sie gross und mager, mit langen Händen und Füßen, ohne jegliche Grazie, wie ein junger, tapsiger Rassehund. Marianne kam sich in ihrer absoluten Abenteuerlosigkeit entsetzlich benachteiligt vor, und sie schämte sich, dass sie nichts, aber auch gar nichts zu erzählen hatte, und sie grämte sich, dass keiner sich nach ihr umschaute, keiner sie ansties, keiner ihr ein Briefchen zusteckte. Sie war aber durchdrungen von jenem abscheulichen Gefühl, das heute jede Dreizehnjährige mit Minderwertigkeitskomplex bezeichnet. Und sie besann und besann sich, wie sie zu einem Abenteuer kommen konnte.

Sie besuchte, wie die meisten ihrer Klasse, die Singeschule. Und sie schwärmte wie alle für den grossen blonden Lehrer. Sie hätte auch für den kleinen geschwärmt, für den kleinen brünetten mit dem dicken Mitesser auf der Nase, der sich hie und da entzündete. Aber nicht einmal der beherzigte ihre besondere Sympathie und sie wurde immer unglücklicher im Bewusstsein ihrer gänzlichen Reizlosigkeit.

Da hielt sie Umschau unter den Schülern der Klasse, die zum Teil aus Jungens bestand, und sie beschloss, ein herrliches Abenteuer, eine wunderschöne Liebe zu dichten. Unter den Jungens war einer, der ihr vor allem gefiel. Es war ein sechzehnjähriger Handelsschüler, der eine hellblaue Mütze mit silbernen Litzen trug, Friedl hiess und der Sohn eines vermögenden Bankiers war. Er schielte ein wenig. Dieses Schielen war es, was Mariannen besonders gefiel. Wenn sie ihn anschaute — sie stand ihm in der Klasse beim Singen gerade gegenüber — dann schaute er sie gewisslich an, auch wenn er tatsächlich ganz irgendwo anders hinsah. Eines der Augen sah Marianne bestimmt an. Das war das Wesentliche. In dieses Auge verliebte sie sich. Und Friedl war der

Erkorene ihres Abenteurers, ohne dass er eine Ahnung davon hatte.

In der Pause erzählte sie ihrer besten, ihrer Busenfreundin Fanny, hold erglühend, Schinkensemmel in der Hand: „Fanny, denk dir, — aber du darfst es niemandem sagen — gib mir dein Ehrenwort! — — „Hier meine Hand darauf, ich sag's keinem Menschen“ — — „Ich hab einen Freund!“ „Nein!“ — „Ja. Ach Fanny — ich bin so glücklich.“ — „Wer ist es denn?“ — „Du sagst es gewiss niemand?!“ — „Auf Ehr und Seligkeit nicht.“ „Es muss unser tiefes Geheimnis bleiben — der Friedl ist es!“ — „Nein, was du sagst?!“

Fanny packte der Neid. Ihr Freund war zwar nicht nur Handelsschüler, sondern humanistisches Gymnasium, dafür war sein Vater aber kein reicher Bankier, sondern nur Eisenbahnsekretär. Und darum hatte er in der Woche nur fünfzig Pfennige Taschengeld. Und wer weiss, ob er einmal eine gute Partie ist. Der Friedl hatte sicher in der Woche zehn Mark oder mehr —

„Er hat mir gestern, als er in die Klasse kam, heimlich die Hand gedrückt. Ich kann dir sagen, mich überliefs ganz heiss. Und während der ganzen Stunde hat er nur mich angeschaut mit ganz glühenden Blicken. Hast du es nicht gesehen?“

Nein, das hatte die Fanny nun nicht. Aber wer denkt denn auch an so etwas Ungeheuerliches. Diese Marianne! Dieses lange Gestell, das immer die Füsse verwechselt! Einen Geschmack hat der! Da kann man ihn nur bedauern. Na, er schielt ja auch, da sieht er halt die Welt anders —

„Und nach der Stunde hat er im Kuhgässlein auf mich gewartet und hat mir eine Schokoladetafel geschenkt.“

Da hatte man's ja. Da gingen schon die Geschenke an. Was hatte sie von ihrem Humanisten, wenn er ihr nichts schenken konnte. Und am andern Tag stürzte Fanny neugiergetrieben auf Marianne los, die ihrerseits Kopf im Nacken, den Gang entlang kam. An der Bluse hatte sie eine dunkelrote Nelke mit ein wenig Grün angesteckt: „Von ihm,“ flüsterte sie, „er hat mir heute auf dem Schulweg am Schleifgraben aufgepasst und hat mir die Blume samt einem Gedicht in die Hand gedrückt.“ Sie entfaltete ein rosa Brieflein. In der Ecke oben schnäbelnd zwei Tauben. Neidvoll sah Fanny Nelke, Gedicht und Allegorie. So was war ihr noch nicht passiert, der ihrige piff am Haus. Dann kam sie herunter und sie standen herum und quatschten ein wenig, mal küsstes sie sich. Das war alles. Er schimpfte über den Professor und über seinen Vater, der ihm nicht alles durchgehen liess. An Gedichte von Friedlis Gedichtformat war nicht zu denken:

Du bist wie eine Blume so hold, so schön, so rein,  
ich seh dich an, und Wehmut schleicht mir ins Herz hinein.

Kunststück, dass einem Wehmut ins Herz schlich bei dieser Blume! Aber wie dem auch sei — Gedicht ist Gedicht, die Marianne hatte es und sie hatte keines. In der simplen Handelsschule, über die die Humanisten immer die Achsel zuckten, schien in dichterischer Beziehung viel mehr los zu sein als bei den Patres von St. Stefan. „Du Glückliche“, sagt Fanny, und drückt der geliebten Freundin die Hand. Diese hebt, getragen vom Gefühl ihrer Liebe, das sie durchdringt und vom Bewusstsein des Geliebtwerdens, höher den Kopf und die

Schulgenossinnen schauen ganz entgeistert drein. Eine halbe Stunde später wissen sie alle unter dem Siegel der Verschwiegenheit von Fanny, der Getreuen, was mit Marianne sich begab.

Am nächsten Singschulnachmittag schlenderten sie die Maxstrasse auf und ab und hielten nach allen Seiten Ausschau. Da tauchte die hellblaue Mütze auf — zwei Minuten später kam Marianne mit glühenden Backen am dieselbe Ecke. Kein Zweifel, bis an irgend eine Ecke, die ihnen verborgen blieb, hat er sie begleitet.

Fanny fasste sie sofort unter: „Hat er dich begleitet?“ „Ja. Wir waren im Automat.“ — „Um Gotteswillen — wenn man euch erwischt!“ — „Ach!“ Marianens Hand fuhr wegwerfend durch die Luft: „Wir haben zuerst ein Lachsbrot gegessen, dann einen Glühwein getrunken“ — Fanny lief das Wasser im Mund zusammen — „dann musste ich noch eine Schokoladenwaffel ziehen. Hier ist sie.“ Wahrhaftig — eine grosse, knusperige Schokoladenwaffel! !

Und in der folgenden Stunde — es war nicht zu leugnen — er sang die Marianne an. Sie wurde innig geliebt, diese Bohnenstange! ! Und sie, die viel hübscher war, sie schaute in den Mond mit ihrem Habenicht. Was hatte man von der Liebe, wenn keine Schokoladenwaffel dranhing?!

— — „Und am Sonntag treffen wir uns und gehen in den Zirkus.“ — Bums, da war die Freundin mitten ins neidlose Herz getroffen und der Vogel war abgeschossen. Am Ende heiratete dieser schielende Idiot diese Marianne, die nicht einmal tanzen konnte und keine Lackschuhe hatte, und dann konnten sie alle mit ihren Groschenverehrern zerspringen. Das durfte nicht sein!! — —

Das kam auch nicht so.

In der andern Woche sollte die ganze Singschulklasse zum Jahresabschluss photographiert werden. Die Mädels sassen in ihren weissen Kleidern, die Jungens standen in ihren besten Anzügen. Marianne sass ihrer Länge wegen vorn am Boden, zu den Füssen des kleinen Lehrers mit dem Mitesser. Es war ihr eigen ums Herz, sie wusste nicht warum. Fanny hatte sie so komisch begrüsst und die andern Freundinnen hatten alle so dreckig — man kann's nicht anders nennen — so dreckig gelacht.

Der Photograph knipste die Herde samt Hirten und Marianne wollte als eine der ersten verschwinden. Das gelang ihr nicht. Die Freundinnen drängten wie von ungefähr mit ihr aus dem Atelier. Und ein ganzer Knäuel von ihnen trat fast gleichzeitig über die paar Stufen in den Hof. Marianne war ziemlich an der Spitze. Vorne im Hof, am Tor, sah man eine hellblaue Handelsschülermütze mit silbernen Litzen. Das war der Friedl. Er stand am Tor wie eine Schildwache und wer hinaus wollte, musste an ihm vorbei.

Marianne bekam einen glutroten Kopf. Hilfesuchend sah sie sich um. Es nützte nichts, das war der einzige Ausgang aus dem Hof — sie musste da hinaus. Wenn sie nur gewusst hätte, was es bedeutete, dass alle so hinter ihr zurück blieben und so merkwürdig lächelten. Dass etwas kommen würde, ahnte sie. Blick gesenkt wollte sie an ihrem Geliebten vorbei. Der vertrat ihr den Weg: „Was tu ich dich? Lieben tu ich dich? Einen Dreck tu ich — verstehst du. Und die Hand hab' ich dir heimlich gedrückt?! Ich hab' nichts davon gemerkt, du Bohnenstange! Und eine Nelke hab' ich dir geschenkt und ein Gedicht gedichtet: Du bist wie eine Blume! Erstens ist

das Gedicht nicht von mir, sondern von einem gewissen Herrn Heine, und zweitens, wenn's von mir wäre, ich hätte geschrieben — du bist wie eine Distel — du Hopfenstange! Schokoladenwaffeln ess ich allein, und im Zirkus sind Giraffen genug, da brauch ich dich nicht auch noch. Und wenn du noch einmal erzählst, ich sei dein Geliebter, dann kann es dir passieren, dass du von mir öffentlich eine Watschen kriegst!“

Solchermassen sprach der Held ihrer Dichtung, drehte sich auf dem Absatz herum und verliess den Schauplatz seiner Grosstat.

Marianne stand wie betäubt mit bebenden Lippen. Hinter ihr das Knäuel der schadenfrohen Freundinnen, die wie auf Kommando loslachten wie ein Chor der Rache. Da stürzten dem aus allen Himmeln seiner Träume und Phantasie geworfenen Mädels die Tränen wie Bäche aus den Augen. Und keine von den Freundinnen sagte ihr ein gutes Wort. Und niemand war da, der sie verteidigte.

Der blonde Lehrer aber, der Allverehrte, der hatte die ganze Tragödie angesehen. Im Nu erfasste er die Situation und die beispiellose Roheit, deren auf so unverhüllte Art nur die Jugend fähig war. Die Alten, die verbergen den Dolch im Mantel, ehe sie zustossen, und wenn sie zugestossen haben, dann wollen sie es auch nicht gewesen sein. — Er wusste, das gibt einen Knax für's Leben, wenn da nicht im Augenblick und ohne Ueberlegung geholfen wurde. Er schob die Mädels auseinander, trat zu der an der Mauer lehrenden Marianne und legte den Arm um ihre Schultern: „Komm Marianne. Hör auf zu weinen. Das war eine Dummheit, was du da gemacht hast. Meinst du, es ist eine Schande, wenn ein Mädels wie du noch keinen Freund hat? Meinst du, das ist alles wahr, was die andern da erzählen? — Eine schöne Heldentat habt ihr da vollbracht! An euch kann man als Lehrer seine Freude haben! Pfui — ich würde mich an eurer Stelle in Grund und Boden schämen, wenn ich an diesem Verrat und Treubruch beteiligt wäre.“ Und so verächtlich schaute er über sie weg, als hätten sie diese Liebesgeschichte erfunden. Und ging — den Arm immer noch um ihre Schulter — mit Marianne aus dem Kreis — aus dem Hof — auf die Strasse.

Das war der Moment, wo die Freundinnen irgend jemand gern Strychnin gegeben hätten — sie wussten nur nicht wem — ob der Marianne, der Lügnerin, oder der Fanny, der Verräterin.

Und Marianne trug keinen Knax davon und lebt heute als unverbogenes Menschenkind.

Vera-Maria Eberle

in den „Basler Nachrichten“ v. 9. Febr. 1931.

## Da wollen wir auch mittun

Laut Mitteilung der kath. Presse und zufolge kirchlicher Empfehlungen sollen am kommenden 8. Mai — dem Jahrestag der ersten heiligen Kommunion der hl. Theresia vom Kinde Jesu — oder am folgenden Sonntage unsere kath. Kinder angehalten werden, zugunsten der bedrängten Kinder Russlands sich zu einer Generalkommunion zu vereinigen. Diese würde alljährlich an diesem Tage solange wiederholt, als es sich rechtfertigt.

Bereits haben eine Reihe von Kardinälen und Bischöfen diese Initiative gesegnet und ihr zugestimmt. — So wollen denn auch wir kath. Lehrer und Lehrerinnen,